



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Gott und Welt

Lietz, Hermann

Veckenstedt a. H., 1919

8. Die stille Welt neuerer deutscher Lebensweisheit (Philosophie).

urn:nbn:de:hbz:466:1-32803

8. Die stille Welt neuerer deutscher Lebensweisheit (Philosophie).

Immanuel Kant.

Der Philosoph der Pflicht.

Der größte unter unseren deutschen Philosophen, ein Mann der klaren Vernunftserkenntnis, der mit der Leuchte der Wissenschaft aus allen Ecken und Winkeln das Dunkel vertreiben möchte. Warum stellen wir ihn hier den Mätern jener stillen Welt zur Seite, denen Gefühl, Hingebung, Liebe alles war, mehr denn alle Vernunftserkenntnis? Eines ist sicher: Kant ist ein anderer! Er, der begeisterte Vorkämpfer der Naturwissenschaften und der Verehrer der Mathematik, dessen einzige Göttin die Vernunft zu sein scheint, der jede Regung des Gefühls, der Neigung, die sich dem Denken in den Weg stellen möchte, mit pedantischer Strenge bekämpft.

Und doch gehört auch er hierher. Gewiß ist er der große Rationalist. Aber in seiner Brust kämpfen zwei Welten. Von Anfang an hat er die Grundüberzeugung, daß die Bestimmung des Menschen in der Welt eine sittliche ist; und so ist denn sein ganzes Leben ein Kampf um diesen sittlich-geistigen Kern des Lebens. Das Reich der Werte auf religiösem und sittlichem Gebiet gegen alle Angriffe der Vernunft sicherzustellen, das ist seine große Lebensaufgabe. Und wer tiefer in die Persönlichkeit dieses einsamen Gelehrten eindringt, der wird finden, daß auch er, der sein ganzes Leben in der stillen Gelehrtenstube zu Königsberg verbrachte, zu den großen einsamen Menschen gehörte, die in der Stille dem Wehen der Gottheit lauschen. Nicht leicht findet man den Zugang zu seiner Welt. Sein Stil scheint dem, der das erste Mal zur „Kritik der reinen Vernunft“ greift, so schwerfällig, so pedantisch und so mit gekünstelten Begriffen belastet, daß es Mühe kostet, zu dem Kern zu dringen. Aber nur ein wenig Geduld! Dann zeigt sich, daß gerade in diesem Stil eine ganze, eigene, herbe Schönheit lebt; fast ist es, als wäre man in einem hohen gotischen Dome, in dem ein Gewirr von Pfeilern, Rippen, Figuren, Ranken, Kreuzblumen sich doch zu einer streng geformten Einheit zusammenfindet; aber nicht ein Dom, durch dessen

bunte Fenster nur ein mattes, gebrochenes Licht hereinfällt, sondern mit hellen Fenstern, durch die klarer Sonnenschein hineinflutet.

Was aber hat er dieser stillen Welt der Innerlichkeit geleistet? Kant ist der Begründer des deutschen Idealismus, d. h. der Lebensanschauung, die von der geistigen Natur unseres Lebensinhaltes überzeugt ist. Er ist derjenige, der der Vernunftserkenntnis scharf die Schranken gezogen hat und dadurch das Reich der religiösen und sittlichen Werte ein für allemal allen Angriffen einer zersetzenden Vernunftkritik entzog, indem er ihnen ein Reich jenseits aller Vernunftserkenntnis sicherte, in dem allein das innere Erlebnis und die persönliche Überzeugung für die Wahrheit zeugen können. In seinen ethischen Schriften wird er der Apostel der Pflichtmoral; nur ein Handeln aus Pflicht, ohne alle Neigung, ohne alles Gefühl, nur das harte Sollen kann ein moralisches Leben begründen. Er hat nichts, was dem, der ihm nahen will, entgegenkommt, nichts was dem Leser schmeicheln könnte, harte Arbeit gibt er uns auf und schwer ist, was er verlangt. Und doch, hinter der rauhen Schale liegt ein Herz voll Güte und brennt ein Feuer, das aus göttlichen Tiefen gespeist wird.

Diese Welt Kants, die Welt der Pflicht, des „kategorischen Imperativs“ ist für die Allgemeinheit — wer kann es verhehlen — zusammengebrochen. Darauf kommt es an, sie wieder aufzubauen. Und dazu soll uns ihr gewaltigster Herold mithelfen. Nicht nur gelehrt hat er was Pflicht sei: Er hat Pflicht gelebt bis zum Tode. — Uns aber bleibt die große Aufgabe, diese Welt der Pflicht zu einer Welt tiefer innerer Erfahrung zu machen im Sinne der Mystiker.

Der gute Wille *)

Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer Aus: F. Kant, derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für Grundlegung gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille. zur Metaphysik der Sitten. Verstand, Will, Urteilskraft und wie die Talente des Geistes sonst heißen mögen, oder Mut, Entschlossenheit, Beharrlichkeit im Vorsatz als Eigenschaften des Temperaments sind ohne Zweifel in mancher Absicht gut und wünschenswert;

*) Vgl. Kants Werke, Reclams Verlag, Leipzig.

aber sie können auch äußerst böse und schädlich werden, wenn der Wille, der von diesen Naturgaben Gebrauch machen soll und dessen eigentümliche Beschaffenheit darum Charakter heißt, nicht gut ist. Mit den Glücksgaben ist es ebenso bewandt. Macht, Reichtum, Ehre, selbst Gesundheit und das ganze Wohlbefinden und Zufriedenheit mit seinem Zustande unter dem Namen der Glückseligkeit machen Mut und hierdurch öfters auch Übermut, wo nicht ein guter Wille da ist, der den Einfluß derselben aufs Gemüt und hiermit auch das ganze Prinzip zu handeln berichtige und allgemein-zweckmäßig mache; ohne zu erwähnen, daß ein vernünftiger unparteiischer Zuschauer sogar am Anblicke eines ununterbrochenen Wohlergehens eines Wesens, das kein Zug eines reinen und guten Willens zielt, nimmermehr ein Wohlgefallen haben kann, und so der gute Wille die unerläßliche Bedingung selbst der Würdigkeit glücklich zu sein auszumachen scheint. . . .

Ich übergehe hier alle Handlungen, die schon als pflichtwidrig erkannt werden, ob sie gleich in dieser oder jener Absicht nützlich sein mögen; denn bei denen ist gar nicht einmal die Frage, ob sie aus Pflicht geschehen sein mögen, da sie dieser sogar widerstreiten. Ich setze auch die Handlungen beiseite, die wirklich pflichtmäßig sind, zu denen aber Menschen unmittelbar keine Neigung haben, sie aber dennoch ausüben, weil sie durch eine andere Neigung dazu getrieben werden. Denn da läßt sich leicht unterscheiden, ob die pflichtmäßige Handlung aus Pflicht oder aus selbstsüchtiger Absicht geschehen sei. Weit schwerer ist dieser Unterschied zu bemerken, wo die Handlung pflichtmäßig ist und das Subjekt noch überdem unmittelbar Neigung zu ihr hat. . . . Sein Leben zu erhalten, ist Pflicht, und überdem hat jedermann dazu noch eine unmittelbare Neigung. Aber um deswillen hat die oft ängstliche Sorgfalt, die der größte Teil der Menschen dafür trägt, doch keinen inneren Wert und die Maxime derselben keinen moralischen Gehalt. Sie bewahren ihr Leben zwar pflichtmäßig, aber nicht aus Pflicht. Dagegen wenn Widerwärtigkeiten und hoffnungsloser Gram den Geschmack am Leben gänzlich weggenommen haben; wenn der Unglückliche, stark an Seele, über sein Schicksal mehr entrüstet als kleinmütig oder niedergeschlagen, den Tod wünscht und sein

Leben doch erhält, ohne es zu lieben, nicht aus Neigung oder Furcht, sondern aus Pflicht: alsdann hat seine Maxime einen moralischen Gehalt.

Wohltätig sein, wo man kann, ist Pflicht, und überdem gibt es manche so teilnehmend gestimmte Seelen, daß sie auch ohne einen andern Bewegungsgrund der Eitelkeit oder des Eigennuzes ein inneres Vergnügen daran finden, Freude um sich zu verbreiten, und die sich an der Zufriedenheit anderer, sofern sie ihr Wert ist, ergötzen können. Aber ich behaupte, daß in solchem Falle dergleichen Handlung, so pflichtmäßig, so lebenswürdig sie auch ist, dennoch keinen wahren sittlichen Wert habe, sondern mit andern Neigungen zu gleichen Paaren gehe, z. B. der Neigung nach Ehre, die, wenn sie glücklicherweise auf das trifft, was in der That gemeinnützig und pflichtmäßig, mithin ehrenwert ist, Lob und Aufmunterung, aber nicht Hochschätzung verdient; denn der Maxime fehlt der sittliche Gehalt, nämlich solche Handlungen nicht aus Neigung sondern aus Pflicht zu tun. Gesezt also, das Gemüt jenes Menschenfreundes wäre vom eigenen Gram umwölkt, der alle Teilnehmung an anderer Schicksal auslöscht, er hätte immer noch Vermögen, andern Notleidenden wohlzutun, aber fremde Not rührte ihn nicht, weil er mit seiner eigenen genug beschäftigt ist, und nun, da keine Neigung ihn mehr dazu anreizt, risse er sich doch aus dieser tödlichen Unempfindlichkeit heraus und täte die Handlung ohne alle Neigung, lediglich aus Pflicht, alsdann hat sie allererst ihren echten, moralischen Wert.

Nun sage ich: der Mensch und überhaupt jedes vernünftige Wesen, existiert als Zweck an sich selbst, nicht bloß als Mittel zum beliebigen Gebrauche für diesen oder jenen Willen, sondern muß in allen seinen sowohl auf sich selbst, als auch auf andere vernünftige Wesen gerichteten Handlungen jederzeit zugleich als Zweck betrachtet werden. Alle Gegenstände der Neigungen haben nur einen bedingten Wert; denn, wenn die Neigungen und darauf gegründete Bedürfnisse nicht wären, so würde ihr Gegenstand ohne Wert sein. Die Neigungen selber aber als Quellen des Bedürfnisses haben so wenig einen absoluten Wert, um sie selbst zu wünschen, daß vielmehr, gänzlich davon frei zu sein, der allgemeine Wunsch eines jeden vernünftigen Wesens sein muß.

Also ist der Wert aller durch unsere Handlung zu erwerbenden Gegenstände jederzeit bedingt. . . .

Wenn es denn also ein oberstes praktisches Prinzip und in Ansehung des menschlichen Willens einen kategorischen Imperativ geben soll, so muß es ein solches sein, das aus der Vorstellung dessen, was notwendig für jedermann Zweck ist, weil es Zweck an sich selbst ist, ein objektives Prinzip des Willens ausmacht, mithin zum allgemeinen praktischen Gesetz dienen kann. Der Grund dieses Prinzips ist: die vernünftige Natur existiert als Zweck an sich selbst. So stellt sich notwendig der Mensch sein eigenes Dasein vor; sofern ist es also ein subjektives Prinzip menschlicher Handlungen. So stellt sich aber auch jedes andere vernünftige Wesen sein Dasein zufolge eben desselben Vernunftgrundes, der auch für mich gilt, vor; also ist es zugleich ein objektives Prinzip, woraus, als einem obersten praktischen Grunde, alle Gesetze des Willens müssen abgeleitet werden können. Der praktische Imperativ wird also folgender sein: Handle so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden andern jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchest. Wir wollen sehen, ob sich dieses bewerkstelligen lasse.

Nun ist Moralität die Bedingung, unter der allein ein vernünftiges Wesen Zweck an sich selbst sein kann, weil nur durch sie es möglich ist, ein gesetzgebend Glied im Reiche der Zwecke zu sein. Also ist Sittlichkeit und die Menschheit, sofern sie derselben fähig ist, dasjenige was allein Würde hat. Geschicklichkeit und Fleiß im Arbeiten haben einen Marktpreis; Witz, lebhafte Einbildungskraft und Launen einen Affektionspreis; dagegen Treue im Versprechen, Wohlwollen aus Grundsätzen (nicht aus Instinkt) haben einen inneren Wert. Die Natur sowohl als Kunst enthalten nichts, was sie in Ermangelung derselben an ihre Stelle setzen könnten; denn ihr Wert besteht nicht in den Wirkungen, die daraus entspringen, im Vorteil und Nutzen, den sie schaffen, sondern in den Gesinnungen, d. i. den Maximen des Willens, die sich auf diese Art in Handlungen zu offenbaren bereit sind, obgleich auch der Erfolg sie nicht begünstigte. Diese Handlungen bedürfen auch keiner Empfehlung von irgend einer subjektiven Disposition oder Geschmack, sie mit unmittelbarer

Gunst und Wohlgefallen anzusehen, keines unmittelbaren Hangs oder Gefühls für dieselbe: sie stellen den Willen, der sie ausübt, als Gegenstand einer unmittelbaren Achtung dar, dazu nichts als Vernunft gefordert wird, um sie dem Willen aufzuerlegen, nicht von ihm zu erschmeicheln, welches letztere bei Pflichten ohnedem ein Widerspruch wäre. Diese Schätzung gibt also den Wert einer solchen Denkungsart als Würde zu erkennen und setzt sie über allen Preis unendlich weg, mit dem sie gar nicht in Anschlag und Vergleichung gebracht werden kann, ohne sich gleichsam an der Heiligkeit derselben zu vergreifen.

Und was ist es denn nun, was die sittlich gute Besinnung oder die Tugend berechtigt, so hohe Ansprüche zu machen? Es ist nichts Beringeres als der Anteil, den sie dem vernünftigen Wesen an der allgemeinen Gesetzgebung verschafft.

Kant: Der kategorische Imperativ.

Der Wille ist schlechterdings gut, der nicht böse sein, mithin dessen Maxime, wenn sie zu einem allgemeinen Gesetze gemacht wird, sich selbst niemals widerstreiten kann. Dieses Prinzip ist also auch sein oberstes Gesetz: handle jederzeit nach derjenigen Maxime, deren Allgemeinheit als Gesetzes du zugleich wollen kannst; dieses ist die einzige Bedingung, unter der ein Wille niemals mit sich selbst im Widerstreite sein kann, und ein solcher Imperativ ist kategorisch. Weil die Gültigkeit des Willens als eines allgemeinen Gesetzes für mögliche Handlungen mit der allgemeinen Verknüpfung des Daseins der Dinge nach allgemeinen Gesetzen, die das Formale der Natur überhaupt ist, Analogie hat, so kann der kategorische Imperativ auch so ausgedrückt werden: Handle nach Maximen, die sich selbst zugleich als allgemeine Naturgesetze zum Gegenstande haben können. So ist also die Formel eines schlechterdings guten Willens beschaffen.

Liebe und Pflicht.

Es ist sehr schön, aus Liebe zu Menschen und teilnehmendem Wohlwollen ihnen Gutes zu tun, oder aus Liebe zur Ordnung gerecht zu sein, aber das ist noch nicht die echte moralische Maxime unseres Verhaltens, die unserm Standpunkte, unter vernünftigen Wesen, als Menschen angemessen

Aus Kants
„Kritik der
praktischen
Vernunft“.

ist, wenn wir uns anmaßen, gleichsam als Volontäre, uns mit stolzer Einbildung über den Gedanken von Pflicht wegzusetzen, und, als vom Gebote unabhängig, bloß aus eigener Lust das tun zu wollen, wozu für uns kein Gebot nötig wäre. Wir stehen unter einer Disziplin der Vernunft, und müssen in allen unseren Maximen der Unterwürfigkeit unter derselben nicht vergessen, ihr nichts zu entziehen, oder dem Ansehen des Gesetzes (ob es gleich unsere eigene Vernunft liebt) durch eigenliebigen Wahn dadurch etwas abzukürzen, daß wir den Bestimmungsgrund unseres Willens, wenn gleich dem Gesetze gemäß, doch worin anders, als im Gesetze selbst, und in der Achtung für dieses Gesetz setzen. Pflicht und Schuldigkeit sind die Benennungen, die wir allein unserem Verhältnisse zum moralischen Gesetze geben müssen. Wir sind zwar gesetzgebende Glieder eines durch Freiheit möglichen, durch praktische Vernunft uns zur Achtung vorgestellten Reichs der Sitten, aber doch zugleich Untertanen, nicht das Oberhaupt desselben, und die Verkennung unserer niederen Stufe, als Geschöpfe, und Weigerung des Eigendünkels gegen das Ansehen des heiligen Gesetzes, ist schon eine Abtrünnigkeit von demselben, dem Geiste nach, wenn gleich der Buchstabe desselben erfüllt würde.

Hiermit stimmt aber die Möglichkeit eines solchen Gebots, als: Liebe Gott über alles und deinen Nächsten als dich selbst, ganz wohl zusammen. Denn es fordert doch, als Gebot, Achtung für ein Gesetz, das Liebe befiehlt, und überläßt es nicht der beliebigen Wahl, sich diese zum Prinzip zu machen. Aber Liebe zu Gott als Neigung (pathologische Liebe) ist unmöglich; denn er ist kein Gegenstand der Sinne. Eben dieselbe gegen Menschen ist zwar möglich, kann aber nicht geboten werden; denn es steht in keines Menschen Vermögen, jemanden bloß auf Befehl zu lieben. Also ist es bloß die praktische Liebe, die in jenem Kern aller Gesetze verstanden wird. Gott lieben, heißt in dieser Bedeutung, seine Gebote gerne tun; den Nächsten lieben, heißt, alle Pflicht gegen ihn gerne ausüben. Das Gebot aber, das dieses zur Regel macht, kann auch nicht diese Gesinnung in pflichtmäßigen Handlungen zu haben, sondern bloß darnach zu streben gebieten. . . .

Pflicht! du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassst, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche Abneigung im Gemüte erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüte Eingang findet, und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenn gleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich in Geheim ihm entgegenwirken, welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen, die unnachlässliche Bedingung desjenigen Werts ist, den sich Menschen allein selbst geben können?

Pflicht.

Es kann nichts Minderes sein, als was den Menschen über sich selbst (als einen Teil der Sinnenwelt) erhebt, was ihn an eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Verstand denken kann, und die zugleich die ganze Sinnenwelt, mit ihr das empirisch-bestimmbare Dasein des Menschen in der Zeit und das Ganze aller Zwecke (welches allein solchen unbedingten praktischen Gesetzen, als das moralische, angemessen ist,) unter sich hat. Es ist nichts anders als die Persönlichkeit, d. i. die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur, doch zugleich als ein Vermögen eines Wesens betrachtet, welches eigentümlichen, nämlich von seiner eigenen Vernunft gegebenen, reinen praktischen Gesetzen die Person also, als zur Sinnenwelt gehörig, ihrer eigenen Persönlichkeit unterworfen ist, sofern sie zugleich zur intelligibelen Welt gehört; da es denn nicht zu verwundern ist, wenn der Mensch, als zu beiden Welten gehörig, sein eigenes Wesen, in Beziehung auf seine zweite und höchste Bestimmung, nicht anders, als mit Verehrung und die Gesetze derselben mit der höchsten Achtung betrachten muß.

Auf diesen Ursprung gründen sich nun manche Ausdrücke, welche den Wert der Gegenstände nach moralischen Ideen bezeichnen. Das moralische Gesetz ist heilig (unverletzlich). Der Mensch ist zwar unheilig genug, aber die Menschheit in seiner Person muß ihm heilig sein. In der ganzen Schöpfung kann alles, was man will, und worüber man etwas vermag,

auch bloß als Mittel gebraucht werden; nur der Mensch, und mit ihm jedes vernünftige Geschöpf, ist Zweck an sich selbst. . .

Sternen-
himmel und
moralisches
Gesetz.

Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt, oder im überschwenglichen, außer meinem Gesichtskreise, suchen und bloß vermuten; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtsein meiner Existenz. Das erste fängt von dem Plaze an, den ich in der äußern Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, ins unabsehlich Große mit Welten über Welten und Systemen von Systemen, überdem noch in grenzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit an, und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher (dadurch aber auch zugleich mit allen jenen sichtbaren Welten) ich mich, nicht wie dort, in bloß zufälliger, sondern allgemeiner und notwendiger Verknüpfung erkenne. Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit, als eines tierischen Geschöpfs, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einen bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft versehen gewesen. Der zweite erhebt dagegen meinen Wert, als einer Intelligenz, unendlich, durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Tierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens so viel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung meines Daseins durch dieses Gesetz, welches nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern ins Unendliche geht, abnehmen läßt.

Der Glaube.

Rants Stellung zur Religion: „Man nennt den Glauben jedes einzelnen, der die moralische Empfänglichkeit (Würdigkeit) mit sich führt, ewig glücklich zu sein, den seligmachenden Glauben. Dieser Der seligmachende Glaube.“

kann also auch nur ein einziger sein und bei aller Verschiedenheit des Kirchenglaubens doch in jedem angetroffen werden, in welchem er, sich auf sein Ziel, den reinen Religionsglauben, beziehend, praktisch ist. Der Glaube einer gottesdienstlichen Religion ist dagegen ein Fron- und Lohn Glaube und kann nicht für den seligmachenden angesehen werden, weil er nicht moralisch ist. Denn dieser muß ein freier, auf lautere Herzensgesinnungen gegründeter Glaube sein. Der erstere wähnt durch Handlungen des Kultus, welche (ob zwar mühsam) doch für sich keinen moralischen Wert haben, mithin nur durch Furcht oder Hoffnung abgenötigte Handlungen sind, die auch ein böser Mensch ausüben kann, Gott wohlgefällig zu werden, anstatt daß der letztere dazu eine moralisch gute Gesinnung als notwendig voraussetzt.

Der seligmachende Glaube enthält zwei Bedingungen seiner Hoffnung der Seligkeit: die eine in Ansehung dessen, was er selbst nicht tun kann, nämlich seine geschehenen Handlungen rechtlich (vor einem göttlichen Richter) ungeschehen zu machen, die andere in Ansehung dessen, was er selbst tun kann und soll, nämlich in einem neuen, seiner Pflicht gemäßen Leben zu wandeln. Der erstere Glaube ist der an eine Genugthuung (Bezahlung für seine Schuld, Erlösung, Versöhnung mit Gott), der zweite ist der Glaube, in einem ferner zu führenden guten Lebenswandel Gott wohlgefällig werden zu können.

Man kann aber mit Grunde sagen, „daß das Reich Gottes zu uns gekommen sei“, wenn auch nur das Prinzip des allmählichen Überganges des Kirchenglaubens zur allgemeinen Vernunftreligion und so zu einem (göttlichen) ethischen Staat auf Erden allgemein und irgendwo auch öffentlich Wurzel gefaßt hat; obgleich die wirkliche Errichtung desselben noch in unendlicher Weite von uns entfernt liegt. Denn weil dieses Prinzip den Grund einer kontinuierlichen Annäherung zu dieser Vollkommenheit enthält, so liegt in ihm als in einem sich entwickelnden und in der Folge wiederum besamenden Keime das Ganze (unsichtbarerweise), welches dereinst die Welt erleuchten und beherrschen soll. Das Wahre und Gute aber, wozu in der Naturanlage jedes Menschen der Grund sowohl der Einsicht als des Herzensanteils liegt, ermangelt nicht, wenn es einmal öffentlich geworden, vermöge der natür-

Kirchenglauben
und Vernunft-
religion.

lichen Affinität (Verwandtschaft), in der es mit der moralischen Anlage vernünftiger Wesen überhaupt steht, sich durchgängig mitzuteilen. Die Hemmung durch politische bürgerliche Ursachen, die seiner Ausbreitung von Zeit zu Zeit zustoßen mögen, dienen eher dazu, die Vereinigung der Gemüter zum Guten (was, nachdem sie es einmal ins Auge gefaßt haben, ihre Gedanken nie verläßt) noch desto inniglicher zu machen.

Das ist also die menschlichen Augen unbemerkte, aber beständig fortgehende Bearbeitung des guten Prinzips, sich im menschlichen Geschlecht, als einem Gemeinwesen nach Tugendgesetz, eine Macht und ein Reich zu errichten, welches den Sieg über das Böse behauptet und unter seiner Herrschaft der Welt einen ewigen Frieden zusichert.“

Kultusreligion
und moralische
Religion.

„Man kann aber alle Religionen in die der Gunstbewerbung (des bloßen Kultus) und die moralische, d. i. die Religion des guten Lebenswandels einteilen. Nach der ersten schmeichelt sich entweder der Mensch Gott könne ihn wohl, ohne daß er eben nötig habe, ein besserer Mensch zu werden, (durch Erlassung seiner Verschuldungen) ewig glücklich machen, oder auch, wenn ihm dieses nicht möglich zu sein scheint: Gott könne ihn wohl zum besseren Menschen machen, ohne daß er selbst etwas mehr dabei zu tun habe, als darum zu bitten; welches, da es vor einem allsehenden Wesen nichts weiter ist, als wünschen, eigentlich nichts getan sein würde; denn wenn es mit dem bloßen Wunsch ausgerichtet wäre, so würde jeder Mensch gut sein. Nach der moralischen Religion aber (dergleichen unter allen öffentlichen, die es je gegeben hat, allein die christliche ist) ist es ein Grundsatz: daß ein jeder so viel, als in seinen Kräften ist, tun müsse, um ein besserer Mensch zu werden, und nur alsdann, wenn er sein angeborenes Pfund nicht vergraben (Lucä 19, 12—16), wenn er die ursprüngliche Anlage zum Guten benutzt hat, um ein besserer Mensch zu werden; er hoffen könne, was nicht in seinem Vermögen ist, werde durch höhere Mitwirkung ergänzt werden. Auch ist es nicht schlechterdings notwendig, daß der Mensch wisse, worin diese bestehe; vielleicht gar unvermeidlich, daß, wenn die Art, wie sie geschieht, zu einer gewissen Zeit offenbart worden, verschiedene Menschen zu einer andern Zeit sich verschiedene Begriffe, und zwar mit aller Aufrichtigkeit, davon machen würden.“

Arthur Schopenhauer und Friedrich Nietzsche.

In ihrer Lehre sind sie Gegner und auf gleichem Boden gewachsen. Beide ringen um den Sinn, um die Gestaltung des Lebens, beide sind künstlerische Naturen, denen Erkenntnis mehr aus dem ästhetischen Schauen, dem Erlebnis fließt, als aus intellektueller Zergliederung. Beide beten sie den Willen an, als den göttlichen Grund, den Beweger des Alls. Beide sind tiefdurchdrungen von den Mängeln und Widersinnigkeiten des Lebens und beide wollen dem Menschen die Erlösung bringen. Der eine endet bei der Verneinung des Lebens und des Willens zum Leben, der andere fordert die unbedingte Lebensbejahung.

Niemand vielleicht vor Schopenhauer vermochte von philosophischer Warte aus so überzeugend die tiefe Tragik des Menschenlebens zum Ausdruck zu bringen wie er; wie sich der Wille in ewig unbefriedigtem Begehren verzehrt, wie sich der Wille in seinen Einzelercheinungen gegenseitig zerfleischt, getrieben von unseligem Egoismus. Und niemand auch wieder fand für die Liebe, die alles Mitleid überwindet, für die siegreiche Kraft der Entfagung Ausdruck, wie er. Wohl kann ein moralisches Leben die Erlösung vorbereiten, wohl kann die Versenkung in Kunst und Wissenschaft uns vorübergehend Befreiung bringen. Doch erlösen von allem Leiden kann nur die völlige Verneinung des Willens zum Leben.

Endet so Schopenhauer im Stillstand alles Lebens, ist Nietzsche die verkörperte Bewegung, der Apostel des Werdens, der Entwicklung. Heraklit ist sein Ahnherr. Wohl geht auch er aus von der Verneinung und vielen, die sich auf ihn berufen, ist er immer der große Verneiner, der scharf geschliffene Worte gegen alles Verknocherte, Erstarrte, Tote in den menschlichen Einrichtungen findet. So nimmt er den Kampf auf gegen die engherzige Sklavenmoral, gegen die in Formalismus erstarrten Kirchen, gegen den Sozialismus, der die Größe zu sich herab in die Niederungen der Masse ziehen will; und so zersetzen sich ihm alle Werte, die bisher das Leben der Menschen hatte. Aber er will darüber hinausführen; er zeigt uns den Übermenschen, den Typ einer höheren menschlichen Gattung. Er soll sich erheben über die Masse, die „Vielzu-Vielen“. Er soll sich seine eigenen Gesetze, seine eigene

Moral schaffen; nicht die Welt verneinen, sondern in unbeeirrter Lebensbejahung einsam den Weg pilgern, der uns in reinere Höhen führen soll.

Es ist nicht zu verkennen, daß Nietzsches Lehre oft widerspruchsvoll schillert, daß unerfahrene, unreife Menschen in falschverstandenen Übermenschentum gar leicht aus dem von ihm gepredigten schrankenlosen Recht der Persönlichkeit eine törichte Moral des „Sich-Auslebens“ für sich herleiten. Doch die verkennen das Wollen Nietzsches, die edle Persönlichkeit; — auch der Übermensch gehorcht ewigen Gesetzen. Und großes ist es, was Nietzsche von ihm verlangt. Er ist der Held, der reine Mensch, der entsagen kann, um Größeres zu gewinnen. Nicht um das ganze Lehrgebäude beider handelt es sich hier, sondern lediglich um ihre Ansicht von der entstandenen Lebensfrage. Darüber wollen wir sie hören.

Arthur Schopenhauer.

Vom Leiden.

Sein eigentliches Dasein (das menschliche Individuum) ist nur in der Gegenwart, deren ungehemmte Flucht in die Vergangenheit ein steter Übergang in den Tod, ein stetes Sterben ist; da sein vergangenes Leben, abgesehen von dessen etwaigen Folgen für die Gegenwart, wie auch von dem Zeugnis über seinen Willen, das darin abgedrückt ist, schon völlig abgetan, gestorben und nichts mehr ist: daher auch es ihm vernünftigerweise gleichgültig sein muß, ob der Inhalt jener Vergangenheit Qualen oder Genüsse waren. Die Gegenwart aber wird beständig unter seinen Händen zur Vergangenheit: die Zukunft ist ganz ungewiß und immer kurz. So ist sein Dasein, schon von der formellen Seite allein betrachtet, ein stetes Hinstürzen der Gegenwart in die tote Vergangenheit, ein stetes Sterben. Sehen wir es nun aber auch von der physischen Seite an; so ist offenbar, daß wie bekanntlich unser Gehen nur ein stets gehemmtetes Fallen ist, das Leben unseres Leibes nur ein fortdauernd gehemmtetes Sterben, ein immer aufgeschobener Tod ist: endlich ist ebenso die Regsamkeit unseres Geistes eine fortdauernd zurückgeschobene Langeweile. Jeder Atemzug wehrt den beständig eindringenden Tod ab, mit welchem wir auf diese Weise in

jeder Sekunde kämpfen, und dann wieder, in größeren Zwischenräumen, durch jede Mahlzeit, jeden Schlaf, jede Erwärmung usw. Zuletzt muß er siegen: denn ihm sind wir schon durch die Geburt anheimgefallen, und er spielt nur eine Weile mit seiner Beute, bevor er sie verschlingt. Wir setzen indessen unser Leben mit großem Anteil und vieler Sorgfalt fort, so lange als möglich, wie man eine Seifenblase so lange und so groß als möglich aufbläst, wiewohl mit der festen Gewißheit, daß sie plagen wird. . . .

Die Basis alles Wollens aber ist Bedürftigkeit, Mangel, also Schmerz, dem er folglich schon ursprünglich und durch sein Wesen anheimfällt. Fehlt es ihm hingegen an Objekten des Wollens, indem die zu leichte Befriedigung sie ihm sogleich wieder wegnimmt; so befällt ihn furchtbare Leere und Langeweile: d. h. sein Wesen und sein Dasein selbst wird ihm zur unerträglichen Last. Sein Leben schwingt also, gleich einem Pendel, hin und her, zwischen dem Schmerz und der Langeweile, welche beide in der That dessen letzte Bestandteile sind. Dieses hat sich sehr seltsam auch dadurch aussprechen müssen, daß, nachdem der Mensch alle Leiden und Qualen in die Hölle versetzt hatte, für den Himmel nun nichts übrig blieb, als eben Langeweile. . . .

Vom Wert des Lebens.

Wozu aber die ganze Tragikomödie da sei, ist nicht entfernt abzusehen; da sie keine Zuschauer hat und die Akteure selbst unendliche Plage ausstehen, bei wenigem und bloß negativem Genuß. . . .

Auch hier stellt das Leben sich keineswegs dar als ein Geschenk zum Genießen, sondern als eine Aufgabe, ein Pensum zum Abarbeiten, und dementsprechend sehen wir, im Großen wie im Kleinen allgemeine Not, rastloses Mühen, beständiges Drängen, endlosen Kampf, erzwungene Tätigkeit mit äußerster Anstrengung aller Leibes- und Geisteskräfte. Viele Millionen, zu Völkern vereinigt, streben nach dem Gemeinwohl, jeder Einzelne seines eigenen wegen; aber viele Tausende fallen als Opfer für dasselbe. Bald unsinniger Wahn, bald grübelnde Politik, heßt sie zu Kriegen aufeinander: dann muß Schweiß und Blut des großen Haufens fließen, die Einfälle Einzelner durchzusetzen, oder ihre Fehler

abzubüßen. Im Frieden ist Industrie und Handel tätig, Erfindungen tun Wunder, Meere werden durchschifft, Leckereien aus allen Enden der Welt zusammengeholt, die Wellen verschlingen Tausende.

Alles treibt, die einen sinnend, die anderen handelnd, der Tumult ist unbeschreiblich. —

Aber der letzte Zweck von dem allen, was ist er? Ephemere und geplagte Individuen eine kurze Spanne Zeit hindurch zu erhalten, im glücklichsten Falle mit erträglicher Not und komparativer Schmerzlosigkeit, der aber auch sogleich die Langweile aufpaßt; sodann die Fortpflanzung dieses Geschlechts und seines Treibens. — Bei diesem offensibaren Mißverhältnis zwischen der Mühe und dem Lohn erscheint uns, von diesem Gesichtspunkt aus, der Wille zum Leben, objektiv genommen, als ein Tor, oder subjektiv, als ein Wahn, von welchem alles Lebende ergriffen, mit äußerster Anstrengung seiner Kräfte, auf etwas hinarbeitet, das keinen Wert hat.

Vom Egoismus.

Jedes erkennende Individuum ist also in Wahrheit und findet sich als den ganzen Willen zum Leben, oder das Ansich der Welt selbst, und auch als die ergänzende Bedingung der Welt als Vorstellung, folglich als einen Mikrokosmos, der dem Makrokosmos gleich zu schätzen ist. . . .

Aus den angegebenen beiden notwendigen Bestimmungen nun erklärt es sich, daß jedes in der grenzenlosen Welt gänzlich verschwindende und zu nichts verkleinerte Individuum dennoch sich zum Mittelpunkt der Welt macht, seine eigene Existenz und Wohlsein vor allem andern berücksichtigt, ja, auf dem natürlichen Standpunkte, alles andere dieser aufzuopfern bereit ist, bereit ist die Welt zu vernichten, um nur sein eigenes Selbst, diesen Tropfen im Meer, etwas länger zu erhalten. Diese Gesinnung ist der Egoismus, der jedem Dinge in der Natur wesentlich ist.

Vom Altruismus.

Wenn überhaupt die meisten Menschen unzählige Leiden anderer in ihrer Nähe wissen und kennen, aber sich nicht entschließen, sie zu mildern, weil sie selbst einige Entbehrung

dabei übernehmen müßten; wenn also jedem von diesen allen ein mächtiger Unterschied obzuwalten scheint zwischen dem eigenen Ich und dem Fremden; so ist hingegen jenem Edlen, den wir uns denken, dieser Unterschied nicht so bedeutend; das principium individuationis, die Form der Erscheinung, befängt ihn nicht mehr so fest; sondern das Leiden, welches er an anderen sieht, geht ihn fast so nahe an, wie sein eigenes: er sucht daher das Gleichgewicht zwischen beiden herzustellen, versagt sich Genüsse, übernimmt Entbehrungen, um fremde Leiden zu mildern. Er wird inne, daß der Unterschied zwischen ihm und anderen, welcher dem Bösen eine so große Kluft ist, nur einer vergänglichen täuschenden Erscheinung angehört: er erkennt, unmittelbar und ohne Schlüsse, daß das Ansieh seiner eigenen Erscheinung auch das der fremden ist, nämlich jener Wille zum Leben, welcher das Wesen jeglichen Dinges ausmacht und in allem lebt; ja, daß dieses sich sogar auf die Tiere und die ganze Natur erstreckt: daher wird er auch kein Tier quälen.

Er ist jetzt so wenig imstande, andere darben zu lassen, während er selbst überflüssiges und Entbehrliches hat, wie irgend jemand einen Tag Hunger leiden wird, um am folgenden mehr zu haben, als er genießen kann. Denn jenem, der die Werke der Liebe übt, ist der Schleier der Maja durchsichtig geworden. Sich, sein Selbst, seinen Willen erkennt er in jedem Wesen, folglich auch in dem Leidenden. Von diesem Wahn und Blendwerk der Maja geheilt sein, und Werke der Liebe üben, ist eins. . . . Der Egoist fühlt sich von fremden und feindlichen Erscheinungen umgeben, und alle seine Hoffnung ruht auf dem eigenen Wohl. Der Gute lebt in einer Welt befreundeter Erscheinungen: das Wohl einer jeden derselben ist sein eigenes: Wenn daher gleich die Erkenntnis des Menschenloses überhaupt seine Stimmung nicht zu einer fröhlichen macht, so gibt die bleibende Erkenntnis seines eigenen Wesens in allem Lebenden ihm doch eine gewisse Gleichmäßigkeit und selbst Heiterkeit der Stimmung.

Welt, Schuld und Weltgericht.

Will man wissen, was die Menschen, moralisch betrachtet, im ganzen und allgemeinen wert sind; so betrachte man ihr

Schicksal, im ganzen und allgemeinen. Dieses ist Mangel, Elend, Jammer, Qual und Tod. Die ewige Gerechtigkeit waltet: wären sie nicht, im ganzen genommen, nichtswürdig; so würde ihr Schicksal, im ganzen genommen, nicht so traurig sein. In diesem Sinne können wir sagen: die Welt selbst ist das Weltgericht. Könnte man allen Jammer der Welt in eine Wagschale legen, und alle Schuld der Welt in die andere; so würde gewiß die Zunge einstecken.

Die Religionen und die Lehre vom Leiden.

Das uns zunächst liegende ist das Christentum, dessen Ethik ganz in dem angegebenen Geiste ist und nicht nur zu den höchsten Graden der Menschenliebe, sondern auch zur Entfaltung führt; welche letztere Seite zwar schon in den Schriften der Apostel als Keim sehr deutlich vorhanden ist, jedoch erst später sich völlig entwickelt und explicite ausgesprochen wird. Wir finden von den Aposteln vorge-schrieben: Liebe zum Nächsten, der Selbstliebe gleichwiegend, Wohltätigkeit, Vergeltung des Hasses mit Liebe und Wohl-tun, Geduld, Sanftmut, Ertragung aller möglichen Belei-digungen ohne Widerstand, Enthalt-samkeit in der Nahrung zur Unterdrückung der Lust, Widerstand dem Geschlechts-triebe, wenn man es vermag, gänzlich. Wir sehen hier schon die ersten Stufen der Askesis, oder eigentlichen Verneinung des Willens, welcher letztere Ausdruck eben das besagt, was in den Evangelien das Verleugnen seiner selbst und Auf-sich-nehmen des Kreuzes genannt wird.

Bei weiter gebildetem Christentum sehen wir nun jenen asketischen Keim sich zur vollen Blüte entfalten, in den Schriften der Christlichen Heiligen und Mystiker. . . . Aber wohl nirgends ist der Geist des Christentums in dieser seiner Entwicklung so vollkommen und kräftig ausgesprochen, wie in den Schriften der deutschen Mystiker, also des Meister Eckhard und in dem mit Recht berühmten Buche „Die deutsche Theologie.“ Die darin gegebenen Vorschriften und Lehren sind die vollständigste, aus tief innerster Überzeugung entsprungene Auseinandersetzung dessen, was ich als die Ver-neinung des Willens zum Leben dargestellt habe. Meines Erachtens verhalten die Lehren dieser echten christ-

lichen Mystiker sich zu denen des Neuen Testaments, wie zum Wein der Weingeist. Oder: was im Neuen Testament uns wie durch Schleier und Nebel sichtbar wird, tritt in den Werken der Mystiker ohne Hülle, in voller Klarheit und Deutlichkeit uns entgegen. Endlich auch könnte man das Neue Testament als die erste, die Mystiker als die zweite Weihe betrachten. — *σμικρα και μεγαλα μωοτησια.*

Nun aber noch weiter entfaltet, vielseitiger ausgesprochen und lebhafter dargestellt, als in der christlichen Kirche und okzidentalischen Welt geschehen konnte, finden wir dasjenige, was wir Verneinung des Willens zum Leben genannt haben, in den uralten Werken der Sanskritsprache. Daß jene wichtige ethische Ansicht des Lebens hier noch eine weitergehende Entwicklung und entschiedeneren Ausdruck erlangen konnte, ist vielleicht hauptsächlich dem zuzuschreiben, daß sie hier nicht von einem ihr ganz fremden Element beschränkt wurde, wie im Christentum die jüdische Glaubenslehre ist. . . .

Christentum.

Wenn gleich das Christentum, im wesentlichen, nur das gelehrt hat, was ganz Asien damals schon lange und sogar besser wußte, so war dennoch daselbe für Europa eine neue und große Offenbarung, insolge welcher daher die Geistesrichtung der europäischen Völker gänzlich umgestaltet wurde. Denn es schloß ihnen die metaphysische Bedeutung des Daseins auf und lehrte sie demnach hinwegsehen über das enge, armselige und ephemere Erdenleben und es nicht mehr als Selbstzweck, sondern als einen Zustand des Leidens, der Schuld, der Prüfung, des Kampfes und der Läuterung betrachten, aus welchem man, mittelst moralischer Verdienste, schwerer Entfagung und Verleugnung des eigenen Selbst, sich emporheben könne zu einem besseren, uns unbegreiflichen Dasein. Es lehrte nämlich die große Wahrheit der Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben, im Gewande der Allegorie, indem es sagte, daß durch Adams Sündenfall der Fluch alle getroffen habe, die Sünde in die Welt gekommen, die Schuld auf alle vererbt sei; daß aber dagegen durch Jesu Opfertod alle entschuldigt seien, die Welt erlöst, die Schuld getilgt und die Gerechtigkeit versöhnt.

Vom inneren Frieden.

Wie wir oben den Bösen, durch die Heftigkeit seines Wollens, beständige, verzehrende, innere Qual leiden und den grimmigen Durst des Eigenwillens zulezt, wenn alle Objekte des Wollens erschöpft sind, am Anblick fremder Pein fühlen sahen; so ist dagegen der, in welchem die Verneinung des Willens zum Leben aufgegangen ist, so arm, freudelos und voll Entbehrungen sein Zustand, von außen gesehen, auch ist, voll innerer Freudigkeit und wahrer Himmelsruhe. Es ist nicht der unruhige Lebensdrang, die jubelnde Freude, welche heftiges Leiden zur vorhergegangenen, oder nachfolgenden Bedingung hat, wie sie den Wandel des lebenslustigen Menschen ausmachen; sondern es ist ein unerschütterlicher Friede, eine tiefe Ruhe und innige Heiterkeit, ein Zustand, zu dem wir, wenn er uns vor die Augen oder die Einbildungskraft gebracht wird, nicht ohne die größte Sehnsucht blicken können, indem wir ihn sogleich als das allein Rechte, alles andere unendlich Überwiegende anerkennen, zu welchem unser besserer Geist uns das große *sapere aude* zuruft. Wir fühlen dann wohl, daß jede der Welt abgewonnene Erfüllung unserer Wünsche doch nur dem Almosen gleicht, welches den Bettler heute am Leben erhält, damit er morgen wieder hungere; die Resignation dagegen dem ererbten Landgut; es entnimmt den Besitzer allen Sorgen auf immer. . . . Hieraus können wir abnehmen, wie selig das Leben eines Menschen sein muß, dessen Wille nicht auf Augenblicke, wie beim Genuß des Schönen, sondern auf immer beschwichtigt ist, ja gänzlich erloschen, bis auf jenen letzten glimmenden Funken, der den Leib erhält und mit diesem erlöschen wird. Ein solcher Mensch, der, nach vielen bitteren Kämpfen gegen seine eigene Natur, endlich ganz überwunden hat, ist nur noch als rein erkennendes Wesen, als ungetrübter Spiegel der Welt übrig. Ihn kann nichts mehr ängstigen, nichts mehr bewegen: denn alle die tausend Fäden des Wollens, welche uns an die Welt gebunden halten, und als Begierde, Furcht, Neid, Zorn uns hin- und herreißen, unter beständigem Schmerz, hat er abgeschnitten. Er blickt nun ruhig und lächelnd zurück auf die Gaukelbilder dieser Welt, die einst auch sein Gemüt zu bewegen und zu peinigen vermochten, die aber jetzt so gleichgültig vor ihm stehen, wie

die Schachfiguren nach geendigtem Spiel, oder wie am Morgen die abgeworfenen Maskenkleider, deren Gestalten uns in der Faschingsnacht neckten und beunruhigten. Das Leben und seine Gestalten schweben nur noch vor ihm, wie eine flüchtige Erscheinung, wie dem Halberwachten ein leichter Morgentraum, durch den schon die Wirklichkeit durchschimmert und der nicht mehr täuschen kann: und eben auch wie dieser verschwinden sie zuletzt, ohne gewaltsamen Übergang. . . .

Vom Wert des Charakters.

Glänzende Eigenschaften des Geistes erwerben Bewunderung, aber nicht Zuneigung, diese bleibt den moralischen, den Eigenschaften des Charakters, vorbehalten . . . seine Freundschaft hingegen wird sich nach den moralischen Eigenschaften richten: denn auf diesen beruht seine eigentliche Hochschätzung eines Menschen, in welcher ein einziger guter Charakterzug große Mängel des Verstandes bedeckt und auslicht . . . Ein entschieden edler Charakter, bei ganzlichem Mangel intellektueller Vorzüge und Bildung, steht da, wie einer, dem nichts abgeht; hingegen wird der größte Geist, wenn mit starken moralischen Fehlern behaftet, noch immer tadelhaft erscheinen. — Denn wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie, und ebenfalls die Schönheit, überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens . . .

Sogar der beschränkteste Verstand, wie auch die groteske Häßlichkeit, werden, sobald die ungemene Güte des Herzens sich in ihrer Begleitung kundgetan, gleichsam verklärt, umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit spricht, vor der jede andere verstummen muß. Denn die Güte des Herzens ist eine transzendente Eigenschaft, gehört einer über dieses Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge an und ist mit jeder anderen Vollkommenheit inkommensurabel. Wo sie in hohem Grade vorhanden ist, macht sie das Herz so groß, daß es die Welt umfaßt, so daß jetzt alles in ihm, nichts mehr außerhalb liegt; da sie ja alle Wesen mit dem eigenen identifiziert. Alsdann verleiht sie auch gegen andere jene grenzenlose Nachsicht, die sonst jeder nur sich selber widerfahren läßt. Ein solcher Mensch ist nicht

fähig, sich zu erzürnen: sogar wenn etwa seine eigenen, intellektuellen oder körperlichen Fehler den boshafsten Spott und Hohn anderer hervorgerufen haben, wirft er, in seinem Herzen, nur sich selber vor, zu solchen Äußerungen der Anlaß gewesen zu sein, und fährt daher, ohne sich Zwang anzutun, fort, jene auf das liebeichste zu behandeln, zuversichtlich hoffend, daß sie von ihrem Irrtum hinsichtlich seiner zurückkommen und auch in ihm sich selber wiedererkennen werden. — Was ist dagegen Witz und Genie? was Bako von Verulam?*) . . .

Erwägen wir nach außen blickend, *vita brevis, ars longa*, und betrachten, wie die größten und schönsten Geister, oft wann sie kaum den Gipfel ihrer Leistungsfähigkeit erreicht haben, imgleichen große Gelehrte, wann sie eben erst zu einer gründlichen Einsicht ihrer Wissenschaft gelangt sind, vom Tode hinweggerafft werden; so bestätigt uns auch dieses, daß der Sinn und Zweck des Lebens kein intellektueller, sondern ein moralischer ist. . . .

Von Ernst und Größe.

Der gute Wille ist in der Moral alles; aber in der Kunst ist er nichts: da gilt, wie schon das Wort andeutet, allein das Können. — Alles kommt zuletzt darauf an, wo der eigentliche Ernst des Menschen liegt . . . allein durch ihn ist der Mensch groß, und demgemäß wird alsdann sein Schaffen einem von ihm verschiedenen Genius zugeschrieben, der ihn in Besitz nehme. Einem solchen Menschen ist sein *Wirden*, Dichten oder Denken Zweck, den Übrigen ist es *Mittel*. . . . Groß überhaupt ist nur der, welcher bei seinem Wirken, dieses sei nun ein praktisches, oder ein theoretisches, nicht seine Sache sucht; sondern allein einen objektiven Zweck verfolgt. . . . Daß er nicht sich und seine Sache sucht, dies macht ihn, unter allen Umständen, groß. Klein hingegen ist alles auf persönliche Zwecke gerichtete Treiben; weil der dadurch in Tätigkeit Versetzte sich nur in seiner eigenen, verschwindend kleinen Person erkennt und findet. Hingegen wer groß ist, erkennt sich in allem und daher im ganzen: er lebt nicht, wie jener, allein im Mikrokosmos, sondern noch mehr im Makrokosmos. . . .

*) Englischer Philosoph und Staatsmann von zweifelhaftem Charakter.

Friedrich Nietzsche.

Aus: Also sprach Zarathustra.

. . . . Einen neuen Stolz lehrte mich mein Ich, den Der neue Wille lehre ich die Menschen: nicht mehr den Kopf in den Sand der und Stolz. himmlischen Dinge zu stecken, sondern frei ihn zu tragen, einen Erdenkopf, der der Erde Sinn schafft!

Einen neuen Willen lehre ich die Menschen: Diesen Weg wollen, den blindlings der Mensch gegangen, und gut ihn heißen, und nicht mehr von ihm beiseite schleichen, gleich den Kranken und Absterbenden!

Kranke und Absterbende waren es, die verachteten Leib und Erde und erfanden das Himmlische und die erlösenden Blutstropfen: aber auch noch diese süßen und düsteren Gifte nahmen sie von Leib und Erde!

Es gibt Prediger des Todes: und die Erde ist voll von Von Predigern solchen, denen Abkehr gepredigt werden muß vom Leben. . . . des Todes. Ihnen begegnet ein Kranker oder ein Greis oder ein Leichnam; und gleich sagen sie: „Das Leben ist widerlegt!“

Aber nur sie sind widerlegt und ihr Auge, welches nur das eine Gesicht sieht am Dasein. . . .

Und auch ihr, denen das Leben wilde Arbeit und Unruhe ist: seid ihr nicht sehr müde des Lebens? Seid ihr nicht sehr reif für die Predigt des Todes?

Ihr alle, denen die wilde Arbeit lieb ist und das Schnelle, Neue, Fremde, — ihr ertragt euch schlecht, euer Fleiß ist Flucht und Wille, sich selber zu vergessen.

Wenn ihr nicht mehr an das Leben glaubtet, würdet ihr weniger euch dem Augenblicke hinwerfen. Aber ihr habt zum Warten nicht Inhalt genug in euch — und selbst zur Faulheit nicht!

Überall ertönt die Stimme derer, welche den Tod predigen: und die Erde ist voll von solchen, welchen der Tod gepredigt werden muß.

Oder „das ewige Leben“: das gilt mir gleich, — wosfern sie nur schnell dahinfahren!

. . . . Ich sehe viel Soldaten: möchte ich viel Kriegs- Vom Kriegs- männer sehen! „Ein-form“ nennt man's, was sie tragen: volle. möge es nicht Ein-form sein, was sie damit verstecken!

Eure Arbeit sei ein Kampf, euer Friede sei ein Sieg!
 Man kann nur schweigen und stillsitzen, wenn man
 Pfeil und Bogen hat: sonst schwächt und zankt man. Euer
 Friede sei ein Sieg!

Ihr dürft nur Feinde haben, die zu hassen sind, aber
 nicht Feinde zum Verachten. Ihr müßt stolz auf euern Feind
 sein: dann sind die Erfolge eures Feindes auch eure Erfolge.

Auflehnung — das ist die Bornehmheit am Sklaven.
 Eure Bornehmheit sei Gehorsam! Euer Befehlen selber sei
 ein Gehorchen!

Einem guten Kriegermanne klingt „du sollst“ angenehmer
 als „ich will“. Und alles, was euch lieb ist, sollt ihr euch
 erst noch befehlen lassen.

Eure Liebe zum Leben sei Liebe zu eurer höchsten Hoff-
 nung: und eure höchste Hoffnung sei der höchste Gedanke
 des Lebens!

So lebt euer Leben des Gehorsams und des Krieges!
 Was liegt am Lang-Leben! Welcher Krieger will geschont
 sein!

Über sich hin-
 aus schaffen.

Die Menschheit muß ihr Ziel über sich hinaus legen —
 aber nicht in eine falsche Welt, sondern in ihre eigne Fort-
 setzung.

Ein höheres Wesen, als wir selber sind, zu schaffen ist
 unser Wesen. Über uns hinaus schaffen! Das ist der Trieb
 zur Zeugung, das ist der Trieb der Tat und des Werks. —
 Wie alles Wollen einen Zweck voraussetzt, so setzt der Mensch
 ein Wesen voraus, das nicht da ist, das aber den Zweck
 seines Daseins abgibt. Dies ist die Freiheit alles Willens!
 Im Zweck liegt die Liebe, die Verehrung, das Vollkommen-
 sehn, die Sehnsucht.

Meine Forderung: Wesen hervorzubringen, welche über
 der ganzen Gattung „Mensch“ erhaben dastehn: und diesem
 Ziele sich und die „Nächsten“ zu opfern.

Die bisherige Moral hatte ihre Grenze innerhalb der
 Gattung: alle bisherigen Moralen waren nützlich, um der
 Gattung zuerst unbedingte Haltbarkeit zu geben: wenn diese
 erreicht ist, kann das Ziel höher genommen werden.

Die eine Bewegung ist unbedingt: die Nivellierung der
 Menschheit, große Ameisen-Bauten usw.

Die andere Bewegung, meine Bewegung: ist umgekehrt die Verschärfung aller Gegensätze und Klüfte, Beseitigung der Gleichheit, das Schaffen über-Mächtiger. . . .

Du bist jung und wünschst dir Kind und Ehe. Aber ich frage dich: Bist du ein Mensch, der ein Kind sich wünschen darf? Von Kind und Ehe.

Bist du der Siegreiche, der Selbstbezwinger, der Gebieter der Sinne, der Herr deiner Tugenden? Also frage ich dich.

Oder redet aus deinem Wunsche das Tier und die Notdurft? Oder Vereinsamung? Oder Unfriede mit dir?

Ich will, daß dein Sieg und deine Freiheit sich nach einem Kinde sehne. Lebendige Denkmale sollst du bauen deinem Siege und deiner Befreiung.

Über dich sollst du hinaus bauen. Aber erst mußt du mir selber gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele.

Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe dir der Garten der Ehe!

Einen höheren Leib sollst du schaffen, eine erste Bewegung, ein aus sich rollendes Rad, — einen Schaffenden sollst du schaffen.

Ehe: so heiße ich den Willen zu zweien, das eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen. Ehrfurcht vor einander nenne ich die Ehe als vor den Vollenden eines solchen Willens.

Dies sei der Sinn und die Wahrheit deiner Ehe.

Ungemein ist die höchste Tugend und unnützlich, leuchtend ist sie und mild im Glanze: eine schenkende Tugend ist die höchste Tugend. . . . Von der schenkenden Tugend.

Unerfättlich trachtet eure Seele nach Schätzen und Kleinodien, weil eure Tugend unerfättlich ist im Verschenken-Wollen. . . .

Sagt mir, meine Brüder: was gilt uns als Schlechtes und Schlechtestes? Ist es nicht Entartung? . . .

Aufwärts geht unser Weg, von der Art hinüber zur über-Art. Aber ein Grauen ist uns der entartende Sinn, welcher spricht: „Alles für mich“. . . .

Wenn euer Herz breit und voll wallt, dem Strome gleich, ein Segen und eine Gefahr den Anwohnenden: da ist der Ursprung eurer Tugend.

Wenn ihr erhaben seid über Lob und Tadel, und euer Wille allen Dingen befehlen will, als eines Liebenden Wille: da ist der Ursprung eurer Tugend.

Wenn ihr das Angenehme verachtet und das weiche Bett, und von den Weichlichen euch nicht weit genug betten könnt: da ist der Ursprung eurer Tugend. . . .

. . . Bleibt mir der Erde treu, meine Brüder, mit der Macht eurer Tugend! Eure schenkende Liebe und eure Erkenntnis diene dem Sinn der Erde! Also bitte und beschwöre ich euch.

Laßt sie nicht davon fliegen vom Irdischen und mit den Flügeln gegen ewige Wände schlagen! Ach, es gab immer so viel verflogene Tugend!

Führt, gleich mir, die verflogene Tugend zur Erde zurück — ja, zurück zu Leib und Leben: daß sie der Erde ihren Sinn gebe, einen Menschensinne!

. . . Euer Geist und eure Tugend diene dem Sinn der Erde, meine Brüder: und aller Dinge Wert werde neu von euch gesetzt! Darum sollt ihr Kämpfende sein! Darum sollt ihr Schaffende sein! . . .

Erziehung.

Die Stärksten an Leib und Seele sind die Besten — Grundsatz für Zarathustra —; aus ihnen die höhere Moral, die des Schaffenden. — Den Menschen nach seinem Bilde umzuschaffen: das will er, das ist seine Ehrlichkeit.

Einsamkeit für eine Zeit notwendig, damit das Wesen ganz und durchdrungen werde — ausgeheilt und hart.

Neue Form der Gemeinschaft: sich kriegerisch behauptend. Sonst wird der Geist matt. Keine „Gärten“ und bloßes „Ausweichen vor den Massen“. Krieg (aber ohne Pulver) zwischen verschiedenen Gedanken! und deren Heeren!

Neuer Adel, durch Züchtung. Die Gründungs-Feste von Familien.

Der Tag neu eingeteilt; die körperlichen Übungen für alle Lebensalter. Der Wettkampf als Prinzip.

Die Geschlechtsliebe als der Wettkampf um das Prinzip im Werden, Kommenden. — Das „Herrschen“ wird gelehrt, geübt die Härte ebenso wie die Milde. Sobald ein Zustand meisterlich gekonnt wird, muß ein neuer erstrebt werden. . . .

Keine Ungeduld! Der Übermensch ist unsre nächste Stufe! Dazu, zu dieser Beschränkung, gehört Mäßigkeit und Männlichkeit. . . .

. . . Ziel: Höherbildung des ganzen Leibes, und nicht nur des Gehirns!

Ja, ich kenne deine Gefahr. Aber bei meiner Liebe und Hoffnung beschwöre ich dich: wirf deine Liebe und Hoffnung nicht weg! Die Gefahr des Edlen.

Edel fühlst du dich noch, und edel fühlen dich auch die anderen noch, die dir gram sind und böse Blicke senden. Wisse, daß allen ein Edler im Wege steht. . . .

Aber nicht das ist die Gefahr des Edlen, daß er ein Guter werde, sondern ein Frecher, ein Höhnender, ein Vernichter.

Ach, ich kannte Edle, die verloren ihre höchste Hoffnung. Und nun verleumdeten sie alle hohen Hoffnungen. . . .

Einst dachten sie Helden zu werden: Lüftlinge sind es vom Gefindel- jetzt. Ein Gram und ein Grauen ist ihnen der Held.

Aber bei meiner Liebe und Hoffnung beschwöre ich dich: wirf den Helden in deiner Seele nicht weg! Halte heilig deine höchste Hoffnung! —

Nicht mein Haß, sondern mein Ekel fraß mir hungrig am Leben! Ach, des Geistes wurde ich oft müde, als ich auch das Gefindel geistreich fand! Von den Taranteln.

Und den Herrschenden wandte ich den Rücken, als ich sah, was sie jetzt Herrschen nennen: Schachern und Markten um Macht — mit dem Gefindel! . . .

. . . Also rede ich zu euch im Gleichnis, die ihr die Seele drehend macht, ihr Prediger der Gleichheit! Taranteln seid ihr mir und versteckte Rachsüchtige! . . .

Denn daß der Mensch erlöst werde von der Rache: das ist mir die Brücke zur höchsten Hoffnung und ein Regenbogen nach langen Unwettern. . . .

Ihr Prediger der Gleichheit, der Tyrannen-Wahnsinn der Ohnmacht schreit also aus euch nach „Gleichheit“: eure heimlichsten Tyrannen-Gelüste ver mummen sich also in Tugend-Worte! . . . Den Begeisterten gleichen sie: aber nicht das Herz ist es, was sie begeistert, — sondern die Rache. Und

wenn sie fein und kalt werden, ist's nicht der Geist, sondern der Neid, der sie fein und kalt macht. . . .

Also aber rate ich euch, meine Freunde: mißtraut allen, in welchen der Trieb, zu strafen, mächtig ist! . . .

. . . Mißtraut allen denen, die viel von ihrer Gerechtigkeit reden! Wahrlich, ihren Seelen fehlt es nicht nur an Honig.

Und wenn sie sich selber „die Guten und Gerechten“ nennen, so vergeßt nicht, daß ihnen zum Pharifäer nichts fehlt als Macht! —

Auf tausend Brücken und Stegen sollen sie sich drängen zur Zukunft, und immer mehr Krieg und Ungleichheit soll zwischen sie gesetzt sein: so läßt mich meine große Liebe reden! . . .

In die Höhe will es sich bauen mit Pfeilern und Stufen, das Leben selber: in weite Fernen will es blicken und hinaus nach seligen Schönheiten, — darum braucht es Höhe!

Und weil es Höhe braucht, braucht es Stufen und Widerspruch der Stufen und Steigenden! Steigen will das Leben und steigend, sich überwinden. . . .

Vom Lande
der Bildung.

So liebe ich allein noch meiner Kinder Land, das unentdeckte, im fernsten Meere: nach ihm heiße ich meine Segel suchen und suchen.

An meinen Kindern will ich es gut machen, daß ich meiner Väter Kind bin: und an aller Zukunft — diese Gegenwart!

Von der Selig-
keit wieder
Willen.

Knorrig und gekrümmt und mit biegsamer Härte soll er mir dann am Meere dastehn, ein lebendiger Leuchtturm unbefiegbaren Lebens.

Dort, wo die Stürme hinab ins Meer stürzen, und des Gebirgs Rüssel Wasser trinkt, da soll ein jeder einmal seine Tag- und Nachtwachen haben, zu seiner Prüfung und Erkenntnis.